

Synonymie im Kontext

– Ein Nachwort –

Peter Bosch

Die zwei Hauptthemen der hier zusammengestellten Arbeiten sind das der ontologischen Festlegung und das der Bedeutung. Anhand einer Diskussion einiger Aspekte des Bedeutungsproblems¹ soll hier versucht werden, Charakteristika und Voraussetzungen von Quines Methode herauszuarbeiten. Dies zum Teil im Vergleich mit dem Ansatz einiger Philosophen der Alltagssprache und im Vergleich mit dem Begründer jener Methode, die auch für Quine wesentlich charakteristisch ist, der Methode der Explikation oder rationalen Rekonstruktion: Rudolf Carnap.

1.

Der Begriff der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke scheint alltäglich. Wir fragen nach der Bedeutung uns nicht bekannter Ausdrücke fremder Sprachen oder nach der Bedeutung von Ausdrücken aus Fachjargons oder Dialekten unserer eigenen Muttersprache, und wir erhalten auf diese Fragen normalerweise einigermaßen befriedigend Antwort. Wörterbücher geben Antwort auf Fragen nach der Bedeutung von Wörtern, und dies auf eine Art und Weise, die – nach den Verkaufsziffern von Wörterbüchern zu urteilen – im allgemeinen den Wünschen des Nachschlagenden zu entsprechen scheint.

Doch sind die Antworten, die wir auf unsere Fragen erhalten, die Einträge, die wir in den Wörterbüchern finden, wirklich Antworten auf die Frage nach der *Bedeutung*? Wenn wir z.B. in Wahrigs Deutschem Wörterbuch das Wort „Bär“ nachschlagen, finden wir u.a. den Eintrag „großes Raubtier (Säugetier) mit dickem Pelz und von gedrungener Gestalt“; doch ist das die *Bedeutung* des Wortes „Bär“? Oder besser: haben die Ausdrücke „Bär“ und „großes Raubtier (Säugetier) mit dickem Pelz und von gedrungener Gestalt“ wirklich beide dieselbe Bedeutung? Ist es nicht eher so, daß Wahrigs Umschreibung uns einen Hinweis gibt, eine Andeutung, mit deren Hilfe wir leichter herausfinden können, was für eine Art Ding mit dem Wort „Bär“ *bezeichnet* wird? Daß Wahrig uns sozusagen einen einigermaßen typischen Bär beschreibt, aber nicht die Bedeutung des Wortes „Bär“?

Welches wäre der Unterschied zwischen der Angabe der Bedeutung eines Wortes und einer Andeutung dessen, was das Wort bezeichnet, der Unterschied zwischen der Bedeutung und der Extension eines Prädikats? Quine gibt als Beispiel die Ausdrücke „Lebewesen mit Herz“ und „Lebewesen mit Nieren“, die wahrscheinlich beide dieselbe Extension haben, d.h. beide dieselbe Klasse von Lebewesen bezeichnen. Doch niemand wird sagen wollen, daß beide Ausdrücke dasselbe bedeuten, daß sie synonym wären. Warum nicht? Was ist für die Synonymie von zwei Prädikaten noch mehr erforderlich als Extensionsgleichheit? Intuitiv möchte man vielleicht sagen, daß synonyme Prädikate nicht bloß auf dieselben Dinge zutreffen müssen, sondern daß es darüberhinaus unmöglich sein muß, daß es Dinge gibt, auf

¹ Eine einführende Besprechung des anderen Hauptthemas, des Themas der ontologischen Festlegung, findet sich in Wolfgang Stegmüller: Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, Band I, Stuttgart, 1976⁶, S. 487ff.

die zwar eines, aber nicht das andere der synonymen Prädikate zutrifft. Mit anderen Worten: die in dem Satz „Alle und nur Lebewesen mit Herz sind Lebewesen mit Nieren“ ausgedrückte Aussage dürfte unmöglich falsch sein oder müßte notwendigerweise, d.h. immer und unter allen Umständen wahr sein, wenn die beiden Ausdrücke „Lebewesen mit Herz“ und „Lebewesen mit Nieren“ synonym wären. Doch dem ist offensichtlich nicht so. Wir können uns ohne Schwierigkeit Lebewesen denken, die zwar ein Herz, aber keine Nieren haben oder umgekehrt, und wir können uns auch ohne Schwierigkeit Bären vorstellen, die keine Raubtiere sind, oder die im Vergleich zu (anderen) Raubtieren nicht groß sind, oder die keinen dicken Pelz haben etc. Andererseits würde es wohl schwer fallen, sich einen Junggesellen vorzustellen, der verheiratet ist. Der Satz „Alle und nur Junggesellen sind unverheiratete Männer“ würde demnach wohl eine notwendigerweise wahre Aussage ausdrücken, d.h. eine Aussage, die unmöglich falsch sein kann. Die Wahrheit solcher Aussagen hängt nicht von den zufälligerweise so oder anders liegenden Tatsachen ab, sondern lediglich von der Bedeutung der in den entsprechenden Sätzen verwendeten Ausdrücke; mit anderen Worten, diese Sätze drücken analytisch wahre Aussagen aus.

Wenn wir diese Überlegungen nun verwenden wollen, um den Begriff der analytisch wahren Aussage zu bestimmen, können wir sagen, analytisch wahre Aussagen sind solche Aussagen, die notwendigerweise wahr oder unmöglich falsch sind. Doch ob dieses Kriterium für Analytizität wirklich weiterhilft, hängt noch davon ab, ob wir einen ausreichend klaren Begriff von Notwendigkeit bzw. Unmöglichkeit haben. Zwar könnten wir notwendige Wahrheit erklären als Wahrheit aufgrund von Bedeutung; aber damit würden wir ja gerade wieder von dem Begriff der Bedeutung Gebrauch machen, den wir ursprünglich erklären wollten. Ähnlich könnten wir auch Analytizität als Wahrheit aufgrund von Bedeutung erklären, oder genauer aufgrund von logischer Wahrheit und Synonymie. So ließe sich der Satz „Alle und nur Junggesellen sind unverheiratete Männer“ aufgrund der Synonymie der Ausdrücke „Junggeselle“ und „unverheirateter Mann“ in den logisch wahren Satz „Alle und nur Junggesellen sind Junggesellen“, d.h. in eine reine Tautologie überführen. Hier machen wir zwar keinen direkten Gebrauch von dem problematischen Begriff der Bedeutung, doch statt dessen von den ebenfalls noch nicht geklärten Begriffen der logischen Wahrheit und der Synonymie. Selbst wenn wir einmal unterstellen, daß der Begriff der logischen Wahrheit hinreichend geklärt ist², bleibt noch der Synonymiebegriff. Wenn wir Synonymie einfach als Gleichheit der Bedeutung erklären, kommen wir ganz offensichtlich keinen Schritt weiter, da wir hier ja schon wieder von dem Bedeutungsbegriff Gebrauch machen. Doch wir können Synonymie von zwei Prädikaten auch als Analytizität des die beiden Prädikate verbindenden Bikonditional erklären, d.h. als Analytizität der Aussage, daß dann und nur dann, wenn das eine der beiden Prädikate zutrifft, auch das andere zutrifft. So wären dann die Prädikate „Junggeselle“ und „unverheirateter Mann“ synonym genau dann, wenn die Aussage „Alle und nur Junggesellen sind unverheiratete Männer“ analytisch wahr ist. Hier verwenden wir nun allerdings den auch noch nicht geklärten Begriff der analytischen Wahrheit.

Kurz: wir können Bedeutung, wenigstens sofern es um Gleichheit von Bedeutung geht, aufgrund von Notwendigkeit erklären; Notwendigkeit aufgrund von Analytizität, Analytizität aufgrund von Synonymie und logischer Wahrheit, Synonymie aufgrund von Analytizität oder Notwendigkeit. Doch was uns zu fehlen scheint, ist eine Erklärung, die aus dieser Familie intensionaler Begriffe ausbricht. Diese Begriffe sind offenbar ohne Schwierigkeiten einer aufgrund des anderen zu erklären, doch hilft uns das wenig, solange wir keine unabhängige Klärung wenigstens eines dieser Begriffe haben. Wir waren in unserer Darstellung von der

² P.F. Strawson (1957) hat argumentiert, daß es um die Klarheit des Begriffs der logischen Wahrheit keineswegs besser stünde als um die der anderen intensionalen Begriffe, die hier diskutiert werden.

scheinbaren Klarheit und alltäglichen Brauchbarkeit des Bedeutungsbegriffs ausgegangen und haben gesehen, daß uns der Versuch, diesen Begriff genau zu begreifen, in einen Zirkel von Begriffen geführt hat, von denen wir den einen ebensowenig begreifen wie den anderen. Quine hat dieses Problem besonders in dem Aufsatz „Zwei Dogmen des Empirismus“ behandelt und hat dort gezeigt, daß auch eine eventuelle Berufung auf formale Sprachsysteme bzw. auf die Begriffe der semantischen Regel oder der Definition keinen Schritt weiterführt.

Quines Folgerung aus dieser Situation ist radikal: die traditionelle Unterscheidung von analytischer und synthetischer Wahrheit, deren Klarheit und Sinnvollheit natürlich von der Klarheit und Sinnvollheit des Analytizitätsbegriffs abhängt, erklärt er zu einem unempirischen Dogma des Empirismus, einem metaphysischen Glaubensartikel (S. 42) und sucht nach Wegen, ohne jene Unterscheidung auszukommen (S. 47ff.). Eine entsprechende Position nimmt er konsequent gegenüber anderen intensionalen Begriffen ein (vgl. in diesem Band insbesondere die Aufsätze III und VIII).

2.

Man mag gegenüber Quine vielleicht einwenden wollen, daß das Problem weniger in den von ihm kritisierten intensionalen Begriffen läge, daß wir eigentlich sehr gut verstünden, was wir mit jenen Begriffen meinen, und daß die Schwierigkeiten lediglich sich aus seiner Methode der Begriffsklärung ergäben, die sich hiermit als jenen Begriffen unangemessen erweise.

Das ist ungefähr die Position, die Grice und Strawson (1956) gegenüber Quine, insbesondere hinsichtlich der Unterscheidung von analytischer und synthetischer Wahrheit, eingenommen haben. Ihre ersten Einwände scheinen plausibel: erstens habe jene Unterscheidung eine nicht völlig zu verachtende philosophische Tradition und zweitens entspreche ihr eine gegenwärtige Praxis, d.h. es bestehe eine hohe Übereinstimmung in der Art und Weise, wie gegenwärtige Philosophen die Begriffe analytisch und synthetisch verwenden: man nennt ungefähr dieselben Aussagen „analytisch“, ungefähr dieselben Aussagen „synthetisch“, und man hat in ungefähr denselben Fällen seine Zweifel, ob eine bestimmte Aussage nun das eine oder das andere sei. Entscheidend hierbei ist, daß diese Anwendungsfälle der beiden Prädikate keine geschlossene Liste bilden, die evtl. als solche gelernt werden könnte. Mit anderen Worten: die Unterscheidung beruht auf einem tatsächlichen Unterschied und hat in der gegenwärtigen philosophischen Praxis eine reale Existenz, sie kann gelehrt und gelernt werden und muß mithin auch verständlich sein.

In den Positionen von Grice und Strawson einerseits und Quine andererseits stehen hier zwei wesentlich unterschiedene Methoden analytischer Philosophie einander gegenüber: die Methode der alltagssprachlichen Begriffsklärung und die Methode der Explikation oder rationalen Rekonstruktion. Was Quine sucht, ist eine Explikation der Begriffe, d.h. Kriterien für ihre Anwendung, vollkommen allgemeine, hinreichende und notwendige Bedingungen ihrer Anwendung. In der neueren Philosophie geht diese Methode mit der entscheidenden Vermittlung durch Rudolf Carnap und den Wiener Kreis zurück auf Gottlob Frege. Frege verlangte von der Definition eines Begriffs („möglichen Prädikats“), daß sie vollständig sei, „sie muß für jeden Gegenstand unzweideutig bestimmen, ob er unter den Begriff falle (ob das Prädikat mit Wahrheit von ihm ausgesagt werden könne) oder nicht... Man kann das bildlich so ausdrücken: der Begriff muß scharf begrenzt sein... Einem unscharf begrenzten Begriff würde [wenn man sich Begriffe ihrem Umfang nach als Bezirke in der Ebene versinnlicht] ein Bezirk entsprechen, der nicht überall eine scharfe Grenzlinie hätte, sondern stellenweise ganz verschwimmend in die Umgebung überginge. Das wäre eigentlich gar kein Bezirk; und so wird ein unscharf definierter Begriff mit Unrecht Begriff genannt.“ Frege spricht hier nicht, wie man vielleicht denken könnte, nur von Begriffen der Logik und Mathematik; er fährt fort: „Hat die Frage ‚Sind wir noch Christen?‘ eigentlich einen Sinn, wenn nicht bestimmt ist, von

wem das Prädikat *Christ* mit Wahrheit ausgesagt werden kann, und wem es abgesprochen werden muß?“ (Frege (1903), Bd. 2, S. 69f.). Die Aufgabe der Explikation, in Carnaps Formulierung (Carnap (1949), S. 330), besteht jedoch nicht darin, gänzlich neue Begriffe zu definieren, sondern alte, im Gebrauch befindliche Begriffe, die in der Alltagssprache oder in der überkommenen Wissenschaftssprache mehr oder weniger vage verwendet werden, zu präzisieren oder durch neue, präzisere Begriffe zu ersetzen. Dabei ist es nur selten der Fall, daß ein eingebürgerter Begriff der Alltagssprache als ganzer, d.h. in allen seinen Gebrauchsweisen, durch einen einzigen präzise bestimmten Begriff ersetzt, d.h. expliziert werden kann. Meist wird jemand sich mit Teilexplicationen einiger für die jeweiligen Zwecke besonders relevanter Gebrauchsweisen eines bestimmten Begriffs zufriedengeben, wobei man grundsätzlich davon ausgeht, daß Begriffe der Alltagssprache eben im allgemeinen nicht einheitlich gebraucht werden und eine Explikation des gesamten Begriffs kaum möglich ist.

Vertreter alltagssprachlicher Begriffsklärung andererseits gehen davon aus, in Anknüpfung an den späten Wittgenstein, daß die alltäglichen Begriffe, wenn sie auch nicht exakt und allgemein bestimmt sind, doch, solange und insofern sie auf die eingebürgerte Weise gebraucht werden, ihren Zweck vollkommen erfüllen. Wenn jene Begriffe dennoch, wie oft in der Philosophie, zu Problemen führen, liege das nicht an ihrem Mangel an Klarheit und Verständlichkeit, sondern daran, daß sie auf fehlerhafte Weise gebraucht werden. Die Lösung solcher Probleme besteht dann auch nicht in der Präzisierung der Begriffe, sondern in ihrer Zurückführung auf den alltäglichen und, wie man meint, unproblematisch verständlichen Sprachgebrauch: „ordinary language is all right“ (Wittgenstein).

Wenn Grice und Strawson sich nun auf den philosophischen Usus berufen (und, wie wir noch sehen werden, schließlich auf den nichtphilosophischen alltags- und bildungssprachlichen Usus), haben sie gewiß recht – und Quine würde dies keineswegs bestreiten wollen –, daß dort die Unterscheidung zwischen analytischen und synthetischen Aussagen eine gewisse Realität hat. Doch kann damit die Frage nicht abgetan sein: nicht alles, was in diesem Sinn real ist, nicht jede gängige Praxis ist gegenüber Kritik immun. Gegenüber der Praxis des Sprachgebrauchs sollten wir uns schon das Recht vorbehalten, kritisch zu überprüfen, ob wir die Begriffe wirklich begreifen und ob die Begriffe halten, was sie versprechen. Zweifellos gibt es „Begriffe“ innerhalb religiöser Gemeinschaften und anderweitiger irrationaler Zirkel, die im dortigen Sprachgebrauch durchaus konsistent verwendet werden, ohne daß wir bereit wären, ihnen irgendeine andere als eine psychologische Realität innerhalb jener Zirkel zuzuerkennen. In etwas anderer Terminologie: Usus kann keine Garantie für richtiges Bewußtsein und kein Endpunkt der Kritik für eine sich auch nur halbwegs als kritisch verstehende Philosophie sein. Nichtsdestoweniger bleibt der Usus ein wichtiger Faktor: nicht als Endpunkt jedoch, sondern gerade als Ausgangspunkt der Kritik. Wir hätten, um zu dem spezifischen Fall zurückzukehren, gerade zu zeigen, wie es kommt, daß die intensionalen Begriffe auf jene doch einigermaßen konsistente Weise gebraucht werden, die wir aus dem philosophischen Sprachgebrauch kennen. Wir wollen versuchen, uns diese Frage am Beispiel des Synonymiebegriffs genauer anzusehen.

Wenn ich in einer konkreten Situation mit jemandem rede und mein Gesprächspartner versteht mich nicht (sei es, daß er einen Ausdruck, den ich gebraucht habe, nicht kennt oder eine Satzkonstruktion), so bin ich als muttersprachlicher Sprecher im allgemeinen in der Lage, das, was ich gemeint habe, noch einmal, mit anderen Worten zu sagen. Und ich kann hier mit vollkommener Sicherheit dafür einstehen, daß ich zweimal dasselbe gesagt habe; mit anderen Worten, daß relativ zu jener konkreten Situation und relativ zu meiner Ausdrucksabsicht die zwei von mir gebrauchten Ausdrücke vollkommen gleichwertig sind. Wir wollen hier von einer *Kontextäquivalenz* der beiden Ausdrücke sprechen. Insofern der Sprecher weiß, was er sagen will, weiß er natürlich auch, welche Unterschiede im Ausdruck

in jenem konkret vorliegenden Kontext für das, was er sagen will, relevante Unterschiede sind. Die Fähigkeit, Kontextäquivalenz von Ausdrücken zu beurteilen, scheint somit ein Teil der normalen Sprachbeherrschung eines muttersprachlichen Sprechers zu sein. Nun läßt sich jedoch aufgrund dieses Begriffs der Kontextäquivalenz verallgemeinern: wenn wir von der konkreten Ausdrucksintention und dem konkreten Kontext abstrahieren, können wir von der Äquivalenz von zwei Ausdrücken ganz allgemein sprechen, d.h. davon, daß diese Ausdrücke immer, für jeden Kontext und für jede Ausdrucksintention, einander äquivalent, mit anderen Worten: daß sie *synonym* sind. Hier stellt sich dann jedoch mit aller Schärfe die Frage, wer die Synonymie von Ausdrücken noch beurteilen kann. Wir können jedenfalls nicht davon ausgehen, daß der muttersprachliche Sprecher ohne weiteres die Synonymie von Ausdrücken seiner Sprache beurteilen kann. Es gibt keinerlei Form alltäglichen Sprachgebrauchs, in der Synonymieurteile erforderlich wären. Synonymieurteile sind generelle Aussagen *über* die Sprache und keine Form des *Sprachgebrauchs*. Sie gehören ebensowenig zur normalen Sprachbeherrschung wie die Fähigkeit, grammatische Regeln für die eigene Sprache zu formulieren. Im Gegensatz zum Begriff der Kontextäquivalenz enthält der Synonymiebegriff implizit den Begriff aller möglichen Kontexte und den Begriff aller möglichen Ausdrucksintentionen. Und gerade jene bei den Begriffe übersteigen unsere Vorstellung bei weitem und dürften kaum als sinnvolle Begriffe konstruierbar sein.

Wir haben unsere Sprache in konkreten Kontexten und im Zusammenhang mit konkreten Ausdrucksintentionen gelernt; Kontexte und Intentionen, die eng mit der wirklichen Umgebung, in der wir leben, verbunden sind, mit ihren kulturspezifischen Mythen, Märchen und Geschichten. In diesen Kontexten haben wir kaum Schwierigkeiten, unsere Sprache sinnvoll zu gebrauchen. Doch ergibt sich aus dieser Fähigkeit kein Hinweis darauf, daß wir auch in der Lage wären, unsere Sprache ebenso unproblematisch in Kontexten ganz anderer Art zu gebrauchen. Die frappante Tatsache, daß wir in unseren Synonymieurteilen (oder auch unseren Urteilen über Analytizität und Synthetizität) ungefähr übereinstimmen, erklärt sich gerade daraus, daß wir, aufgrund unseres einigermaßen uniformen kulturellen Hintergrunds, in unserer Vorstellung von dem, was ein möglicher Kontext ist und was eine mögliche Ausdrucksintention ist, in hohem Maße übereinstimmen. Doch sobald es um Kontexte ganz anderer Art geht, verschwindet die Übereinstimmung und wird unser Urteil unsicher. Stellen wir uns vor, es stelle sich heraus, daß alle Katzen Roboter wären, die von einem anderen Stern her ferngesteuert werden³. Würden wir sie dann weiterhin „Katzen“ nennen wollen und einräumen, daß sich mit jener Entdeckung die Bedeutung des Wortes „Katze“ verändert habe (so wäre dann die Aussage „Alle Katzen sind Tiere“ nicht mehr analytisch wahr, sondern empirisch als falsch erwiesen), oder würden wir die Bedeutung des Wortes „Katze“ beibehalten wollen und sagen, daß wir uns wohl geirrt hätten, und daß das, was wir unter „Katzen“ verstehen, offenbar nicht existiert, und die Dinge, die wir für Katzen gehalten haben, offenbar keine Katzen sind? Es dürfte deutlich sein, daß unsere Antwort auf diese Situation von allen möglichen Faktoren abhängt, doch nicht von unserer mehr oder weniger guten Beherrschung der deutschen Sprache.

Es scheint nun deutlich, worin der Sündenfall des philosophischen wie des Alltagsdenkens besteht, der zu dem problematischen allgemeinen Begriff der Synonymie (und in analoger Form zu den anderen intensionalen Begriffen) geführt hat: in jener so harmlos erscheinenden Verallgemeinerung des wohlverstandenen und in der konkreten Sprachbeherrschung

³ Wir übernehmen dieses Beispiel von Putnam (1975).

wohlverankerten Begriffs der Kontextäquivalenz, in seiner Abstraktion von Kontext und Ausdrucksintention⁴.

3.

Grice und Strawson haben in ihrer Quine-Kritik versucht, exemplarisch an einem Begriff aus jener Familie intensionaler Begriffe, dem Begriff der logischen Unmöglichkeit, vorzuführen, wie eine Fundierung im alltäglichen Sprachgebrauch möglich wäre. Würde dieser Versuch gelingen, wäre damit gegen Quine gezeigt, daß jener Begriff (und in der Folge auch die übrigen intensionalen Begriffe) sinnvoll gebraucht werden kann, und ein Ausbruch aus dem Kreis der, wie es schien, nur unter Bezug aufeinander definierbaren Begriffe wäre gelungen. Grice und Strawson bitten den Leser, sich zwei Gesprächssituationen vorzustellen. In der ersten Situation behauptet Sprecher A:

- (1) Das dreijährige Kind meines Nachbarn versteht Russells Typentheorie.
worauf B zurückfragt:
- (2) Sie meinen, das Kind sei besonders intelligent?
Doch A meinte (1) wörtlich:
- (3) Nein, ich meine, was ich gesagt habe, er versteht wirklich die Typentheorie.
Hierauf schließlich B:
- (4) Das kann ich nicht glauben – so etwas ist unmöglich.

Die zweite Situation ist in mancher Hinsicht ganz ähnlich:

- A: (1') Das drei jährige Kind meines Nachbarn ist ein Erwachsener.
- B: (2') Sie meinen, das Kind sei ungewöhnlich vernünftig und fortgeschritten für sein Alter?
- A: (3') Nein, ich meine, was ich gesagt habe.
- B: (4') Vielleicht meinen Sie, daß es nicht mehr wachse, daß es eine Art Kretin ist, daß es schon voll entwickelt ist?
- A: (5') Nein, es ist kein Kretin, es ist einfach ein Erwachsener.
- B: (6') Ich verstehe Sie nicht – so etwas ist unmöglich.

Der Unterschied zwischen der natürlichen Unmöglichkeit von (1) und der logischen Unmöglichkeit von (1') wird hiermit auf den Unterschied zwischen Reaktionen des Nicht-Glaubens und Reaktionen des Nicht-Verstehens im Sprachverhalten zurückgeführt. Doch für keinen der beiden Unterschiede haben wir eine allgemeine Bestimmung; alles, was wir haben, sind Beispielsituationen, anhand deren die Begriffe gelehrt und gelernt werden könnten. Wenn die zwei Beispiele nicht ausreichen, müßte man vielleicht noch mehr geben. Die Methode, die hier gebraucht wird, ist ungefähr dieselbe, nach der wir einen Großteil unserer Muttersprache lernen: durch ostensive, d.h. hinweisende Definition, durch Beispiele und Gegenbeispiele. Der entscheidende Schritt, den wir oben kritisch hervorgehoben hatten, der Schritt der Verallgemeinerung vom kontextgebundenen sinnvollen Begriff zum sinnleeren, abstrahierten und höchst ungenauen Begriff, wird hier dem Lernenden überlassen, der sich anhand der Beispiele den generellen Begriff der logischen Unmöglichkeit aufbauen muß. Eben damit bleibt die Problematik dieses Schritts natürlich nach wie vor im Dunkeln. Begriffe, die lehr- und lernbar sind und innerhalb menschlicher Gruppierungen konsistent gebraucht werden können, brauchen, wie wir oben argumentiert haben, noch keineswegs die Allgemeinheit und Konsistenz zu besitzen, die sie zu besitzen vorgeben. Der (philosophische) Begriff der logischen Unmöglichkeit muß, wenn wir ihn weiter auf die übliche Manier

⁴ Es scheint sich um einen Fehler ähnlicher Art zu handeln, wie ihn Quine im Zusammenhang mit der Reifizierung von Universalien angedeutet hat, vgl. in diesem Band Aufsatz IV, § 3.

verwenden wollen, ein vollkommen allgemein bestimmter Begriff sein. Und allgemeine Begriffe lassen sich gerade durch hinweisende Definition nicht bestimmen.

Carnap (Carnap (1956), S. 233ff.) hat ebenfalls eine verhaltensmäßige Begründung intensionaler Begriffe, insbesondere des Synonymiebegriffs, versucht, die äußerlich dem Versuch von Grice und Strawson sehr ähnelt, jedoch methodologisch einen wichtigen Unterschied aufweist: Carnap *expliziert* den Synonymiebegriff durch Begriffe des sprachlichen Verhaltens, d.h. er gibt hinreichende und notwendige Bedingungen (formuliert in einer Terminologie des Sprachverhaltens) dafür, wann zwei Ausdrücke als synonym anzusehen sind. Doch leidet Carnaps Methode – wie ähnlich ja auch die Methode von Grice und Strawson – an der für sie notwendigen Unterstellung, daß der muttersprachliche Sprecher einer Sprache normalerweise implizit mit generellen Begriffen von Synonymie, Analytizität, logischer Unmöglichkeit etc. arbeite. Nun weist Carnap allerdings darauf hin, daß es Prädikate gibt, über deren Anwendung in manchen Bereichen ein Sprecher sich im Unklaren ist, d.h. deren Bedeutung für ihn nicht allgemein (d.h. für alle möglichen Anwendungen) festliegt. Dies kann daher rühren, daß sich ein Sprecher über die Anwendung eines Prädikats in Situationen eines bestimmten ihm wenig vertrauten Typs einfach noch keine Gedanken gemacht hat: Carnap nennt solche Prädikate „intensional vague“ (S. 239f.). Wenn nun jedoch *alle* Prädikate in der einen oder anderen Weise intensional vague wären (eine Möglichkeit, über die Carnap nichts sagt), würde damit jede Basis für allgemein bestimmte intensionale Begriffe entfallen, und Carnaps Explikation wäre keine Explikation, sondern willkürliche Konstruktion eines intensionalen Begriffs.

Bevor wir uns mit der soeben aufgeworfenen Frage beschäftigen, müssen wir noch kurz Carnaps Explikation intensionaler Begriffe für künstliche Sprachsysteme betrachten (vgl. insbes. Carnap (1956), S. 233ff.). Selbst wenn wir gegen jene Explikationen keine Einwände der bisher angeführten Art vorzubringen haben, ergibt sich hier der allgemeine Einwand, daß jene Explikationen jeweils relativ zu einem bestimmten Sprachsystem sind⁵. Es ist somit offen, woher wir das Recht nehmen wollen, einen bestimmten exakt und in jeder Hinsicht befriedigend in bezug auf ein bestimmtes Sprachsystem konstruierten Begriff gerade „Analytizität“ oder „Synonymie“ oder dgl. zu nennen. Wenn wir nicht schon allgemein, d.h. unabhängig von jedem einzelnen Sprachsystem wissen, was Analytizität bzw. Synonymie ist, helfen uns jene Explikationen nicht weiter. Der Fall dürfte ähnlich liegen, wie etwa bei dem Begriff der Gerechtigkeit. So läßt sich im Hinblick auf jedes einzelne einigermaßen kohärente Rechtssystem ziemlich genau angeben, was innerhalb dieses Systems Gerechtigkeit ist. Doch damit erhalten wir noch keinen allgemeinen Begriff der Gerechtigkeit und haben somit eigentlich auch kein Recht, jene vielen individuellen, für einzelne Rechtssysteme wohldefinierten Gerechtigkeitsbegriffe überhaupt „Gerechtigkeit“ zu nennen. Dieses Recht hätten wir erst, wenn wir sagen können, was all jenen Begriffen eigentlich gemeinsam ist, das sie gerade zu Begriffen der *Gerechtigkeit* macht. Und natürlich ist die bloße Tatsache, daß sie alle „Gerechtigkeit“ *genannt* werden, dafür völlig uninteressant, solange wir nicht wissen, warum sie diese gleiche Bezeichnung verdienen. Die Begriffe „Analytizität-in-L“ (wobei „L“ als *Konstante* für ein *bestimmtes* Sprachsystem steht) und „Analytizität-in-L“ (wobei „L“ als *Variable* für ein *beliebiges* Sprachsystem steht) haben zunächst einmal nicht mehr als den Namen gemeinsam. Ein Zusammenhang zwischen den Begriffen ergibt sich erst, wenn der allgemeine Analytizitätsbegriff geklärt ist, d.h. der Analytizitätsbegriff für variables L. Umgekehrt läßt sich der Zusammenhang nicht herstellen; es läßt sich immer noch nicht sagen, was eigentlich Analytizität oder Synonymie im allgemeinen ist, selbst wenn wir „analytisch-in-L“ bzw. „synonym-in-L“ für alle vorliegenden Sprachsysteme geklärt haben. Wenn ich

⁵ Vgl. Quines Argumentation in diesem Band S. 33.

allgemein weiß, was blau ist, kann ich alle blauen Dinge, die sich auf meinem Schreibtisch befinden, aussortieren; aber wenn ich in der Lage bin, alle blauen Dinge, die jetzt auf meinem Schreibtisch liegen, auszusortieren, heißt das noch nicht, daß ich weiß, was blau ist (möglicherweise haben all diese Dinge noch andere Eigenschaften gemeinsam, nach denen ich sie assortieren könnte, oder möglicherweise habe ich mir eine Liste gerade dieser Dinge gemacht).

4.

Nach allem, was wir bisher gesehen haben, scheinen die besten Chancen für eine Klärung der intensionalen Begriffe noch in einer Explikation in Termen des Sprachverhaltens zu liegen. In diese Richtung gingen Grice und Strawson, nur wollten sie keine Explikation geben, keine notwendigen und hinreichenden Bedingungen, und konnten somit keinen allgemeinen Begriff konstruieren. Auch Quines eigene Vermutungen⁶ gehen auf eine Explikation in Termen des Verhaltens. „Was es genau heißt, Synonymie zu behaupten“, schreibt er (S. 31), „genau welche Zusammenhänge hinreichend und notwendig sind, um zwei sprachliche Formen zu recht als synonym zu bezeichnen, ist bei weitem noch nicht geklärt; doch welcher Art diese Zusammenhänge auch sein mögen, sie beruhen normalerweise jedenfalls auf dem Sprachgebrauch“. Und an anderer Stelle: „Eine Berufung auf hypothetische Sprachen von einer künstlich einfachen Art könnte zur Klärung der Analytizität möglicherweise nützlich sein, wenn die geistigen, verhaltensmäßigen oder kulturellen Faktoren, die für Analytizität relevant sind – was für Faktoren das auch sein mögen – in das vereinfachte Modell eingebracht wären.“ (S. 41)

Aufgrund unserer Überlegungen zum Übergang von Kontextäquivalenz auf Synonymie in Abschnitt 2 mag es generell als zweifelhaft erscheinen, ob es Synonymie in einem allgemeinen Sinn überhaupt gibt. Analoge Überlegungen würden für andere intensionale Begriffe zu analogen Zweifeln führen. Doch sehen wir uns noch einmal an, worin eigentlich die Abhängigkeit der Intensionen von Kontexten liegt. Wir erlernen unsere Muttersprache in bestimmten konkreten Kontexten zu einem großen Teil durch ostensive Definition von Ausdrücken; d.h. wir lernen einen Großteil ihrer Prädikate dadurch, daß wir sehen, worauf diese Prädikate angewendet werden und worauf sie nicht angewendet werden. Wir gewöhnen uns an eine gewisse Variationsbreite von Situationen, in denen wir ohne Schwierigkeiten unsere Prädikate anwenden können; eine Variationsbreite, die nicht bloß bestimmt ist durch unsere Erfahrung der Wirklichkeit, sondern auch durch unsere indirekte Erfahrung sekundärer, mythischer und literarischer Wirklichkeit. Doch damit kann die Menge aller möglichen Kontexte natürlich nie ausgeschöpft werden, und auch nicht die Menge möglicher Objekte, so daß unsere Prädikate, die wir ostensiv erlernt haben, immer und notwendigerweise in vielerlei Richtungen in ihrer Anwendbarkeit unbestimmt bleiben. Gäbe es keine anderen Prädikate in unserer Sprache, dann wäre die Geschichte mit dem ungerechtfertigten Übergang von Kontextäquivalenz zu Synonymie die ganze Wahrheit zum Thema der Intensionen. Doch jene Geschichte ist nur die halbe Wahrheit, da ostensiv bestimmte Prädikate nur *eine* Art Prädikate sind. Dazu kommen Prädikate, die wir nicht einmal durch ostensive Definition erlernen könnten, da ihr Zutreffen oder Nicht-Zutreffen auf einen Gegenstand eine nicht einmal prinzipiell beobachtbare, eine rein konventionelle Angelegenheit ist. So läßt sich durch keine Beobachtung welcher Art auch immer feststellen, ob das Prädikat „Junggeselle“ auf ein bestimmtes Objekt zutrifft; und ähnliches gilt für eine große Zahl Prädikate, die ihren Sinn lediglich aus bestimmten sozialen Institutionen erhalten.

⁶ In (1960) hat Quine diese Vermutungen in die Tat umgesetzt und Explikationen einiger zentraler intensionaler Begriffe in Termen sozialen Verhaltens vorgeschlagen.

Wir wollen diese Prädikate, im Gegensatz zu ostensiven Prädikaten, Systemprädikate nennen. Systemprädikate stehen nun kraft des Systems, dem sie angehören, in festen intensionalen Beziehungen zu anderen Systemprädikaten. Aufgrund einer solchen Beziehung wäre dann auch die Aussage, daß alle Junggesellen unverheiratet sind, als analytisch anzusehen, oder die Aussage, daß alle Geschiedenen einmal verheiratet waren, daß jede Schwiegermutter ein verheiratetes Kind (gehabt) hat, etc. Die intensionale Beziehung ist hier jeweils eine Beziehung zwischen entweder reinen Systemprädikaten oder systematisch erfaßten Aspekten von Prädikaten, die nicht selbst reine Systemprädikate sind. So wäre die Aussage, daß alle Schwiegermütter weiblich sind, nicht analytisch, da sie ein ostensives Prädikat (weiblich) enthält, das entsprechend intensionale Vagheit einbringt. Wenn man neueren Diskussionen über Geschlechtsbestimmung folgt, scheint es keineswegs mehr gesichert, daß Mutterschaft eine hinreichende Bedingung für Weiblichkeit ist.

In Systemprädikaten tritt ein Stück sozialer Wirklichkeit zutage, das wahrscheinlich die Basis für eine Explikation genereller intensionaler Begriffe abgeben könnte. Sicherlich gehören soziale Institutionen mit zu jenen in der Explikation intensionaler Begriffe relevanten Faktoren, auf die Quine in dem obigen Zitat anspielte und die bis heute noch so gut wie ununtersucht geblieben sind.

Sollte sich nun in dieser Richtung schließlich eine Explikation generell bestimmter intensionaler Begriffe ergeben, verändert dies nichts an der intensionalen Vagheit ostensiver Prädikate; „Synonymie“-beziehungen zwischen ostensiven Prädikaten werden dann in jedem Fall von der Art der Kontextäquivalenz sein und deutlich von eigentlicher, d.h. kontextunabhängiger Synonymie verschieden sein. Eigentliche generell bestimmte kontextunabhängige Synonymie zwischen Systemprädikaten, so können wir der Geschichte vom Sündenfall jetzt noch spekulativ hinzufügen, scheint dort die Rolle des Verführers gespielt zu haben, scheint in der vorschnellen Verallgemeinerung von Kontextäquivalenz zur Synonymie das Vorbild gewesen zu sein, nach dem jene Verallgemeinerung sich vollzog.

Literaturnachweise

- R. Carnap (1949): ‚The Two Concepts of Probability’, in: H. Feigl und W. Sellars (hrsg.): *Readings in Philosophical Analysis*, New York, S. 330-348.
- (1956): *Meaning and Necessity*, Chicago, (im Anhang u.a. die Aufsätze ‚Meaning Postulates’ S. 222ff., und ‚Meaning and Synonymy in Natural Languages’, S. 233ff.).
- G. Frege (1903): *Grundgesetze der Arithmetik*, Band 2, Jena.
- H.P. Grice und P.F. Strawson (1956): ‚In Defense of a Dogma’, in: *Philosophical Review* 65, S. 141-158.
- H. Putnam (1975): ‚The Meaning of ‚Meaning’’, in: K. Gunderson (hrsg): *Language, Mind, and Knowledge* (= Minnesota Studies in the Philosophy of Science, Band VII), Minneapolis.
- W.V. Quine (1960): *Word and Object*, Cambridge, Mass.
- P.F. Strawson (1957): ‚Propositions, Concepts, and Logical Truths’, in: *Philosophical Quarterly*, 7.